

SPRACHKRISEN

Ino Augsberg

Sprachkrisen

Studien zu Recht und Literatur

TURIA + KANT
WIEN-BERLIN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the
Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche
Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the
Internet at
<http://dnb.dnb.de>

ISBN 978-3-98514-117-3

© Verlag Turia + Kant, Wien 2025

VERLAG TURIA + KANT
A-1020 Wien, Leopoldsgasse 14
Büro Berlin: D-10827 Berlin, Crellestraße 14
info@turia.at | www.turia.at

Inhalt

Vorwort.....	7
Sprachkrisen. Jürgen Buchmanns »Grammatik der Sprachen von Babel«	11
»We Aren't Arendt.« Sprache und Urteilsstruktur	39
Shylocks Klage. Zur Kritik der Rechtskritik im »Kaufmann von Venedig«	79
»...und mach nicht Babel draus.« Hermeneutik nach Luther	105
Sprachsprünge. Zur Poetologie von Laurence Sterne »Tristram Shandy«	143
Im Namen des Vaters. Patronomie und Patronymie bei Carl Schmitt.....	195
Schließen – Schluss – Schloss. Kafkas Zeichen	221
Drucknachweise	251

Vorwort

Die folgenden Studien gehen von der Annahme aus, dass das, worin und wodurch Recht und Literatur einander berühren, nicht einfach als »Sprache« zu bezeichnen ist. Es sollte präziser als »Sprachkrisen« benannt werden, das heißt als das Krisenhafte an und in Sprache. Das Verbindende ist danach nicht einfach ein Drittes, das zwischen den zwei getrennten Bereichen steht, nach beiden Seiten den Kontakt aufrechterhält und eben dadurch das Getrennte zugleich zusammenfügt. Es ist der Prozess des Teilens selbst, die unaufhörliche, auf kein vorgegebenes Maß zurückzuführende, also – nach einem Wort Thomas Scheshtags – *regellose Teilbarkeit* allen Sprechens, die Recht und Literatur sich ineinander und gegenseitig verschlingen lässt. Die auf diese Weise bestimmte ebenso regel- wie maßlose und deswegen immer weiter fortzusetzende Teilungsbewegung bezeichnet nicht nur einzelne historische Momente, etwa im Sinn einer allgemeinen Unsicherheit am *fin de siècle*, die dann auch das bis dahin angeblich bestehende Zutrauen in die Sprache erfasst und zerfallen lässt. Sie betrifft das Sprechen insgesamt. Dieses reißt, wie das Rumpelstilzchen im Märchen, »sich selbst mitten entzwei«, aber nicht, weil seine Benennung das Benannte so genau und unmittelbar trifft wie ein Eigenname, sondern umgekehrt, weil jede Benennung ebenso auf das Nennen selbst zurückweist und zumindest insoweit das Benannte verfehlt. Seinen Fuß »tief in die Erde« stoßen muss es dafür jedoch ebenfalls.

Das heißt zumal, dass sich die Bewegung sogleich auch gegen den genannten Ausdruck selbst richten muss. Eine weitere Differenzierung einklagend, also kategorisierend, muss sie zur genaueren konzeptionellen Klärung erneut das Spaltbeil schwingen. Die Krise der Sprache ist danach von ihrer Kritik zu unterscheiden. Ihrer gemeinsamen etymologischen Herkunft als Substantivierungen zum griechischen Verb *krinein* wie zum Trotz, besitzen die beiden deutschen Begriffe Kritik und Krise offenbar recht unterschiedliche Bedeutungen, die

in der genaueren Analyse (und zwar schon mit Blick auf den alltäglichen Sprachgebrauch, nicht erst mit Bezug auf bestimmte historische Epochen) deutlich auseinanderzuhalten sind. Während die Kritik ihr Urteil auf der Grundlage eines bereits vorentschiedenen Unterschieds spricht, etwa aufgrund einer politischen Präferenz oder eines sonstigen vorab bestimmten, z.B. ästhetischen Bewertungsmaßstabs, bezeichnet die Krise einen Moment der Unsicherheit, der durch das Zutagetreten einer Unterscheidung hervorgerufen wird, die nicht in einer Entscheidung zwischen Für und Wider stillzustellen ist, sondern gerade durch ihre nicht ohne Weiteres zur einen oder anderen Seite hin aufzulösende Unentscheidbarkeit so verstörend erscheint. Wo dort demzufolge lediglich eine offenbar grundsätzlich feststehende Norm auf einen ähnlich feststehenden Anwendungsfall appliziert werden muss, und sei es nur, wie im berühmtesten philosophischen Modell der »Kritik«, um eine bestimmte Grenze festzusetzen, also eine wiederum bereits gegebene Unterscheidung lediglich weiter zu zementieren und gegen mögliche Grenzflüchtlinge von hüben wie drüben zu verteidigen, öffnet sich hier ein Abgrund, der allen bis dahin getroffenen Festlegungen buchstäblich den Boden unter den Füßen wegreißt.

In diesem kategorialen Schema der Unterscheidung und Gegenüberstellung des Unterscheidens und Unterschiedenen entspricht augenscheinlich die Kritik dem Recht, namentlich in der Gestalt des richterlichen Urteilspruchs, der auf seinem letzten Wort in der streitigen Sache beharrt, also nicht nur selbst auf einer grundlegenden Unterscheidung beruht, sondern diese seinerseits immer weiter stabilisiert. Parallel dazu korrespondiert dann die Literatur der Krise, die sich einer solchen Grundent- und -unterscheidung verweigert, indem sie das allem und allen Urteilen weniger statisch zugrundeliegende als vielmehr dynamisch vorangehende und deswegen, aus diesem Grunde, immer weiter fortzusetzende Ur-Teilen betont, und die dabei, schärfer noch, statt allein auf unumgängliche Ambiguitäten zu verweisen, selbst zumal immer weiter fortzusetzende Ambiguisierungen betreibt. Gemäß der so bestimmten strukturellen Differenz sind entsprechend dann auch die jeweils entscheidenden Verfahren voneinander abzugrenzen: Während die literarische Hermeneutik danach vorwiegend die Aufgabe hat, nach

je (und/oder jäh) wieder neuen, bis dahin unbekanntem Lektüremöglichkeiten Ausschau zu halten und demgemäß die jeweils just gefundenen Varianten nur als Anstoß zur Suche nach weiteren Möglichkeiten vorzuführen, muss die juristische Hermeneutik alternativ denkbare Lesarten gerade aussondern, um schließlich in einem bestimmten, als unumstößlich ausgegebenen Ergebnis zu terminieren.

Eine derartig schematische Entgegensetzung bleibt jedoch selbst prekär. Was die folgenden Studien anhand einzelner *close readings* versuchen, ist eine stärkere Hervorhebung gerade dieses prekären Moments, im Sinn einer Unterscheidung von Kritik und Krise, die nicht von vorneherein heimlich mit einer der beiden unterschiedenen Seiten kollaboriert, nämlich selbst kritisch genannt werden müsste, weil sie jene Unterscheidung immer schon als präexistent und stabil voraussetzt. Eher noch wäre von einer Komplizenschaft mit der sich fortsetzenden Krise zu reden, die ihrerseits aber wiederum dadurch unterlaufen wird, dass sie die Krisis als eine hyperbolisch selbstbezügliche Figur versteht, also als Krisis der Krisis auffasst, die sich noch gegen sich selbst wendet. Eben dadurch kann sie der Kritik wieder verdächtig ähnlich sehen, ohne jedoch jemals ganz mit ihr zu konvergieren. Umgekehrt nähert sich die Kritik entsprechend, asymptotisch, jenem sich noch gegen sich selbst kehrenden krisenhaften Geschehen an, weil sie sich je schon aufgespalten hat in die bekannten unterschiedlichen Formen von Sprachkritik, etwa bei Nietzsche oder Wittgenstein oder in dem von Wittgenstein als Gegenpol genannten und verworfenen Modell Mauthners.

Kritik und Krisis fallen danach nicht ohne Weiteres ineins zusammen. Sie lassen sich aber ebenso wenig sauber getrennt, je für sich, gegenüberstellen, das heißt letztlich im Horizont eines systematisch erschlossenen, beide damit doch wieder zur höheren Einheit zusammenfügenden Gegensatzes begreifen. Ihr Mit- und Gegeneinander muss als fortlaufende (das heißt auch: fort laufende, den allzu rigiden Kategorisierungen zu entkommen versuchende) Aus-ein-ander-setzung verstanden werden.

Die so verstandenen Krisen der Sprache spiegeln sich wider in der Krise der Sprachen. Das, was in jeder Sprache als zwiespältig zu erfahren ist, die ihr eigene, zugleich jede Vorstellung von Eigenheit und Ein-

heit hintertreibende Weise, sich in sich selbst zu entzweien, also jenes Geschehen, das jede Sprache immer schon als Zwiesprache markiert, zeigt sich in besonderer Deutlichkeit an der Vielfalt der Sprachen. Diese Vielfalt tritt aber nicht erst im Gehalt der unterschiedlichen Sprachen und der darin aufscheinenden Notwendigkeit und Unmöglichkeit der Übersetzung hervor. Sie steckt bereits, eingefaltet in ihre allgemeinen grammatischen Figuren und Strukturen ebenso wie in spezielle Wendungen und Ausdrücke, in den einzelnen Sprachen selbst. Nicht nur, aber insbesondere in den sogenannten Fremdwörtern kommt sie zur Sprache, und diese zu ihr. Etwa in dem Wort »Krise«.